

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 48.

Samstag, 26. Februar

1927.

(18. Fortsetzung.)

Die müde Diana.

Ein Polizeiroman von Otto Scherlin.

(Nachdruck verboten.)

Als Rivadeiro nicht antwortete, sondern Luz brüst den Rüden zurehrte und durch das Bullauge auf das Meer hinausstarnte, trat Luz hinter den jungen Mann, drehte ihn sanft nach dem Kabineninnern zurück und drückte ihn auf das Bett. Willenlos ließ es der Brasilianer geschehen. „Hören Sie mich an, Herr Rivadeiro“, sagte Luz ruhig und mit einer gewissen Wärme in der Stimme. „Ich weiß jetzt aus Ihrem Munde, daß Sie der Täter sind, wußte es übrigens bereits, bevor Sie die Tat eingestanden haben, und obgleich ich die Motive noch nicht kenne, glaube ich im voraus behaupten zu dürfen, daß Sie kein Verbrecher im herkömmlichen Sinne sind, daß nicht Eigennutz, Geldgier oder ein anderes gemeinverbrecherisches Motiv Ihnen die Mordwaffe in die Hand gedrückt hat. Aber für Ihre Tat schmachten zwei Menschen im Gefängnis, leiden unschuldig, ein Mann und eine Frau, die sich lieben. In deren Interesse habe ich diese Reise unternommen, habe ich Sie verhaften müssen. Ich stehe hier nicht vor Ihnen als die rächende Nemesis mit der Wage und den verbundenen Augen, sondern ich bin ein lebender Mensch, der Sie nicht verderben will, auch dann nicht, wenn er letzten Endes gezwungen ist, Sie in Hamburg dem Staatsanwalt zu übergeben. Sie hielten mich für Ihren Freund, nichts hindert Sie, auch weiter an meine freundschaftlichen, herzlichen Gefühle zu glauben. Schütten Sie Ihr Herz aus, erzählen Sie mir den genauen Verlauf der Geschehnisse. Wenn ich Ihnen helfen kann, ich helfe gern. Hier meine Hand.“

Rivadeiro war bei der Rede Luz' bleich und wieder tot geworden. Er suchte nach Worten, fand aber keine, und ein leises Zittern ging über seinen schmalen, jungenhaften Körper. Dann erschütterte ein Aufschluchzen die Stille der Kabine, heiße Tränen rannen über das fahlz. Gesicht des jungen Mannes und fielen zu Boden. Zögernd hob Rivadeiro die Hand, um die ausgestreckte Rechte Luz' zu ergreifen.

„Es ist die Hand eines Mörders, die Sie drücken“, sagte er langsam und stockend.

„Ich bin nicht Ihr Richter“, erwiderte Luz ruhig, und schüttelte herzhaft die Hand des Brasilianers. „Und jetzt, Herr Rivadeiro, bitte ich Sie, mir Ihre Geschichte genau mit allen, auch den kleinsten Einzelheiten zu erzählen.“

Schzehntes Kapitel.

„Die Beweisaufnahme ist geschlossen“, sagte der Vorsitzende.

„Ich erteile dem Herrn Vertreter der Anklage das Wort.“

Der große Schwurgerichtssaal im Frankfurter Justizpalast war bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Prozeß Winter hatte Monate hindurch die Spalten der Zeitungen aller Parteien gefüllt. Der Fall bedeutete schon durch sein gesellschaftliches Milieu eine Sensation für die großen Massen. Wochenlang vor Beginn der Verhandlung wurden die Gerichtsbehörden mit Bitten um Karten bestürmt; allein vierzig Pressevertreter standen auf der Liste.

Die Vernehmung der beiden Angeklagten war ruhig

und ohne jeden Zwischenfall verlaufen. Frau Theodora Winter, die in einem schwarzen Samtkleid noch bleicher wirkte, wie sie ohnehin schon sein mochte, hatte auf alle Fragen ruhig, leidenschaftlos und fühl geantwortet. Sie bestand auf ihrer dem Untersuchungsrichter abgegebenen Erklärung, ihren Gatten in der Notwehr erschossen zu haben, konnte aber natürlich keine Zeugen für ihre Behauptung beibringen und auch ihre Flucht unmittelbar nach geheimer Tat nicht plausibel erklären. Corell hatte sich bei seiner ersten Vernehmung in finstres Schweigen gehüllt, ein Betragen, das seinen Interessen durchaus nicht diente, da die Anklage gegen ihn wegen Beihilfe eigentlich auf sehr schwachen Füßen stand und kaum aufrechterhalten werden konnte. Um so erstaunter war der Untersuchungsrichter, als ihm der Bildhauer eines Tages beim Verhör unumwunden erklärte, er sei der Täter! Nicht Frau Theodora Winter, sondern er, der Bildhauer Corell, habe Doktor Winter erschossen. Als Motiv gab er Eifersucht an. Er erzählte einen ganzen Roman, dessen einzelne Kapitel aber einer sachlichen Prüfung nicht ernstlich standhielten. Der Richter vermutete, daß Corell nur die Schuld auf sich nehmen wollte, um seine Geliebte Theodora zu entlasten. Auf Grund seiner eigenen Denunziation war die öffentliche Anklage gegen ihn mit erhoben worden. —

Der Staatsanwalt, ein noch jüngerer Herr, mit einem goldenen Kneifer in dem zerhauften Gesicht, machte sich sein Plädoyer leicht. „Mein Amt ist heute infosfern kein schweres“, so führte er aus, „als Sie, meine Herren, keine abgebrühten Gewohnheitsverbrecher zur Urteilung haben, sondern über zwei Menschen aus der Gesellschaft zu Gericht sitzen, die nicht aus schändlichen Motiven handelten, sondern durch ihre Zelldenschaft zum Verbrecher wurden. Die Frau besonders ist der Typus der modernen Großstädterin, oberflächlich, genussüchtig, temperamentvoll. Aus faltter Berechnung heiterte sie einen Mann, der beinahe doppelt so alt war, wie sie selbst, einen Mann der Wissenschaft, der für die Gefühle und Empfindungen seiner jungen Frau anscheinend nur recht geringes Verständnis aufbringen konnte. Die Ehe scheint für die Umwelt eine gute, eine harmonische zu sein, die gesellschaftlichen Formen zwingen die Ehegatten, nach außen hin Gefühle zu heucheln, die sie aber in der eigenen Häuslichkeit nicht kannten.“

Wir wissen aus der Aussage der Angeklagten, daß sie selbst vermögend ist, daß sie Doktor Winter heiratete, ohne Liebe, ja noch nicht einmal Zärtlichkeit für ihn zu empfinden. Sie war eine Waise, die einen Halt benötigte, einen Mann mit Namen und Titel brauchte, der ihr zwar volle Freiheit ließ, aber auch ein gesellschaftliches Relief bieten konnte. Für diesen Zweck war der sechzehnjährige Doktor Winter, ein Gelehrter, der sich durch seine Forschungsreisen einen guten Namen gemacht hatte, die passende Persönlichkeit. Doktor Winter brauchte Geld, diese Tatsache soll nicht bestritten werden. Er hatte, wie die meisten Wissenschaftler, die nur ihren Studien und ihren Werken leben, für materielle Dinge wenig Verständnis; seine Welt war der Amazonenstrom mit seinen Zuflüssen, seiner Flora und Fauna. Die

Forschungsreisen kosteten Geld, Geld und nochmals Geld. Theodora Albrecht, die einzige Tochter des Bauunternehmers Albrecht, hatte die Mittel; sie wollte heiraten, wollte sich den Titel Frau Doktor mit ihrem Geld erkaufen, ein Fall, wie ihn die Ehechroniken täglich verzeichnen. Die Ehe kam zustande, eine Konvenienzehe, nicht besser und nicht schlechter als hundert andere Ehen auch. Einige Wochen nach der Hochzeit verläßt der Gatte bereits Europa, um Brasilien zu bereisen. Die Dauer der Reise ist auf nahezu ein Jahr bemessen. Frau Doktor Winter bleibt allein in der Großstadt zurück, allein mit ihrer Jugend, ihrem Gelde und ihrem Temperament. Was kommen mußte, kam. Sie lernte den bekannten Bildhauer Professor Corell kennen. Die beiden kamen zuerst außerhalb der Wohnung zusammen, trafen sich dann im Atelier des Bildhauers, die Beziehungen wurden wärmer, herzlicher und intimer. Der Ehebruch war da. Corell trug sich schon damals mit dem Gedanken, ein neues Werk zu schaffen, eine Arbeit, die für die hiesige Frühjahrsausstellung bestimmt war, ein Kunstwerk, das alle bisherigen Arbeiten seiner Hand in den Schatten stellen sollte. Frau Theodora mußte ihm als Modell, als Altmodell dienen. Sie nahm an. Der Angeklagte Corell will seine Beziehungen zu der Frau mit einem geheimnisvollen Mäntelchen umkleiden, er erzählt eine Geschichte, würdig der Feder eines Schriftstellers voll Phantasie. Ich muß, um ein genaues Bild der beiden Charaktere zeichnen zu können, die Hauptpunkte seiner Erzählung wenigstens erwähnen.

Corell kehrte eines Abends aus einem Konzert nach Hause zurück. Da es stark regnete, stieg er eine vorüberfahrende Autodroschke an, stieg ein, und als er sich aus der einen Tür hinausbeugte, um dem Chauffeur die Adresse zuzurufen, wurde die andere Tür aufgerissen, und eine junge Dame hulde in den Wagen, wahrscheinlich hatte sie Angst, ihren schönen Pelzmantel im Regen zu verderben, vermutete vielleicht auch, daß der Wagen leer sei. Kurz und gut, die beiden starnten sich gegenseitig zuerst ganz perplex an, lachten dann aber herzlich über das Abenteuer, und als die Autodroschke vor Corells Wohnung hielt, half er seiner schönen Begleiterin, ohne zu ahnen und zu wissen, wer sie war, aus dem Wagen, führte sie unter den Torbogen seines Hauses, es regnete noch sehr stark, und machte ihr dann den Vorschlag, einen Grog zur Erwärmung bei ihm im Atelier zu trinken. Die Frau nahm an, der Autoführer hat sich inzwischen als Zeuge gemeldet, er bestätigt im wesentlichen die Angaben Corells.

Die beiden saßen am ersten Abend ihrer Bekanntschaft im Atelier des Bildhauers zusammen. Corell interessierte sich natürlich für Nam' und Art seines Gastes, hinter dem er zwar sofort eine Dame der guten Gesellschaft vermutete, aber den Beweis hierfür konnte er nicht erhalten. Die Frau traf sich noch verschiedentlich mit ihm, es entwidelten sich herzliche, freundliche und schließlich intime Beziehungen, aber den Namen seiner Freundin will Corell nie erfahren haben, auch dann nicht, als sie sich zum Modell für die „Müde Diana“ anbot und ihm einige Sitzungen gewährte.

Corell will als Künstler sich über das Abenteuer seine großen Strüppeln oder Gedanken gemacht haben, er nahm, was ihm geboten wurde, traf die Frau ein- bis zweimal die Woche in seinem Atelier; sie blieb zwei bis drei Stunden bei ihm, telephonierte dann nach einem Auto und fuhr nach Hause. Das Idyll erfuhr eine plötzliche Störung und brüskie Unterbrechung durch die Rückkehr des Gatten, Doktor Winter.

Winter und Corell waren gute Freunde aus der Jugendzeit. Corell ist einige Jahre jünger als Winter, er lernte ihn als Student kennen, und zwar an einer mitteldeutschen Universität. Nach der Studienzeit verloren sich die beiden aus dem Gesicht, um sich zufällig hier in Frankfurt am Main wiederzutreffen. Winter war kein Gesellschaftsmensch, er hatte wenig Bekannte in Frankfurt und noch weniger Freunde. Es lag daher nahe, daß er seinen früheren Freund Corell, als er ihn eines Morgens überraschend auf der Straße traf, zum Essen einlud. Er wollte einmal einen Abend, losgelöst von allen Berufssorgen, eine Stunde gemütlich verplaudern, auch seine hübsche Frau dem Freunde vor-

stellen. Corell nahm an. Man kann sich die Gefühle des Angeklagten vorstellen, als er in der Frau seines Freundes die Geliebte erkannte. Das Souper soll für beide eine Qual bedeutet haben, eine Behauptung, der wir ohne weiteres Glauben schenken dürfen. Nur der Nichtbeteiligte, der Ehemann, hat, wie dies in solchen Fällen meist zu sein pflegt, von der ganzen Geschichte nichts gemerkt. Corell verließ die Wohnung Winters in einer begreiflichen Gemütsverstimmung. Es kann auch ohne weiteres geglaubt werden, daß er zu der Frau eine warme Zuneigung empfand, daß er in ihr mehr als die Geliebte sah. Er brauchte auch ihren Körper noch zur Fertigstellung der Skulptur, die tatsächlich ein künstlerisches Ereignis zu werden versprach. Sein seelischer Zwiespalt scheint jedem gebildeten Menschen verständlich. Hier die Frau, die er liebt, deren Körper er zur Vollendung seines Kunstwerkes noch bedarf, von der er aus zwei Gründen, einer vielleicht so stichhaltig als der andere, nicht lassen will; auf der anderen Seite der Freund, der Gatte der Geliebten, den er als Ehrenmann nicht zum Hahnrei machen möchte. Er spricht sich mit der Freundin aus. Sie hält zu ihm, sie will sich von ihrem Gatten scheiden lassen, ist aber zu feige, die Schuld auf sich zu nehmen, sondern sucht nach Gründen, den Mann als schuldig hinzustellen. Sie spioniert ihm, der jeden Nachmittag in die Stadt geht, nach, ermittelt auch, daß ihr nach außen so ruhiger, fittsamer Gatte zweifelhafte Frauenbekanntschaften anknüpft, kann ihn aber nicht in flagranti überraschen. Der Gatte erkennt die veränderte Stimmung seiner Frau, eine hingeworfene Bemerkung öffnet ihm die Augen über ihre Beziehungen zu Corell. Er sucht den Bildhauer auf, trifft ihn aber nicht an und erwartet ihn im Atelier. Die halbfertige Bildsäule der „Müden Diana“ fesselt sein Interesse. Die Ähnlichkeit mit dem Gesicht seiner Frau ist frappant, wenige Minuten später findet er den untrüglichen Beweis für das Modellstehen seiner Gattin, und zwar in einem Skizzenbuch, das eine Anzahl Zeichnungen, Studien zu der Skulptur enthält. Er verläßt heimlich das Atelier und meidet den Freund, meidet auch eine Aussprache mit seiner Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Tundra.

Von Urne Elsberg.

Dort, nördlich der Baumgrenze, wo gegen das Eismeer hin die Wälder enden, dehnt sich die gewaltige Moossteppen in ihrer überwältigenden Einsamkeit. Ein Meer von Flechten und Moos, hier und da unterbrochen von Inseln zwerghaften Birkengestrücks. Schneestürme rasen über die endlose Weite durch das Dunkel der langen Winternacht.

Land des Todes.

Und doch — wenn der Sturm sich gelegt, der Mond des Schneelicht und Sternenschein am stahlblauen Himmel steht — was ist das dort für eine Bewegung?

Ein Stück Schnee löst sich vom Boden. Es rutscht — nein, läuft dahin. Ein Schneehuhn. Schneeweib im Winterkleid. Es läuft über den festgewehten Schnee, steht auf, streicht schwirrend ab und verschwindet in all dem Weiß. Die Kälte packt zu mit eisernen Fängen. Die Lust ist trocken. Alles Leben scheint erstarzt.

Hier — ein Büschel Riedgras ragt aus dem Schnee. Kein Windhauch bewegt die eisige Luft, und dennoch schwanken die Halme. Die strohnen ruckweise gegeneinander. Aus einem Knaul weißen Pelzes blinzen dunkle Augen hervor. Ein Eisfuchs. Er hat einen Schneebahn erwärmt und schlägt sein Gebiß in das warme Fleisch. Sein Kopf und seine Vorderläufe sind rot behudelt. Aus dem zuckenden Körper der Beute steigt der Dampf.

Endlos dehnt sich die Schneewüste. Gleich den Wellen der Sandwüste liegen die flachen Schneeweiben in langen Reihen hintereinander. Sanfte Wellen auf weißer Fläche, bis in die bläuliche Unendlichkeit.

Und — welch seltsame Form hat dort der Schnee? Aufrecht steht er, als hätten Menschenhände einen kleinen Schneemann aufgestellt. Plötzlich kommt Leben in den losen Körper. Schwingen weiten sich und die Schneegäule in ihrem weißen Kleid schwebt langsam über den Schnee. Dann erhebt sie sich mit einem Schwingenschlag und gleitet weiter. Hinein in die winterliche Dämmerung.

Schwarz und unverdringlich liegt die Frühlingsluft über der Tundra. Die Wolken decken die Sterne zu. Da rauscht es heraus von Säden. Leise, lauter rauscht es heran.

Immer neue Scharen von Zugvögeln brausen dahin. Hart und schwer wie brausende Meereswogen, hell und klingend — pfeifend, wie der Sturm, der über die Kämme fährt, schlagen die Schwingen durch das Dunkel der Nacht.

Im Osten hebt sich ein weißlicher Schein gegen den blau-schwarzen Himmel. Kaum merklich dringt mattes Licht in die Schwärze ringsum. Totenstille lastet über der trockenen Luft. Zwischen den ziehenden Wölfen erscheinen Sterne und verschwinden. „Err, err, air, air, es, es, es —“ lacht es laut auf. Der Schneebahn balzt.

Durch das unbestimmte Dämmerlicht des heraussteigenden Morgens sinken die Wölfe gegen den Boden und wachsen über die Moosteppe hin. Es ist als zögen graue Riesenweiber vorüber und als fegten ihre langen Schleppen lautlos die Tundra.

Jetzt läuft ein Windstoss hinein. Die grauen Gebilde zerklatschen — man meint Rennberden zu sehen — Eisbären, die mit wiegenden Häuptern vorüberziehen.

Es nattern die Nebel im Frühlingstrost. Nein doch! Da sind sie ja! Da kommen sie — ganze Scharen von Eisbären. Sie wackeln heran. Immer näher — jetzt schrumpfen sie zusammen — kleiner — immer kleiner — ein buntes Gewimmel, quielend, knurrend und grunzend eilen Lemminge dahin! Dicht gedrängt hasten die Scharen. Keines Hindernisses achten sie und keiner Gefahr. Immer weiter im trüben Lauf, einem unbefannten Ziele zu.

Der Sommer ist da. Die Sonne kommt. Silberne Strahlen zuden über das weite Land. Die obere Schicht der Tundratant auf. Rot, violett und grün leuchtet das Moos. An dünnen Stengeln schwanken die weißen Pinsel des Wollgrases. Myriaden von Mücken steigen aus dem glühenden Sumof. Graue Wölfe von Mücken ballen sich, schweben über dem Boden, werfen sich nieder, rollen über das Moos, erheben sich, teilen sich, zerfließen. Immer neue Massen steigen auf und wirbeln durch den langen hochnordischen Sommertag. Bernsteinischnecken wandern über das Moos und hinterlassen eine schleimige Spur.

„Uli, tli, tli“ — Silberglockentöne! Blendend weiß, die Hölle aufgerichtet, rudern Singchwärme über grünlich schillernde Tümpel. Zwischen graugrünen Zwergweiden gesträuch wehen die Rispen des Riedgrases und reiben leise raschelnd aneinander. Ein Kolktrabe holt am sumpfigen Flußufer. Und wenn einer der glitzernden Fische im Sogung auf dem Trocknen gelandet, dann breitet er die schwärzgrüne Schillernden Schwingen. Und im Bogen, den Stoss gespreizt, gleitet er seinem Opfer zu.

Wenn um Mitternacht der Sonnenball blutrot über dem violetten Horizont steht, und der kalte Mitternachtswind von den Eisfeldern des Polarmeeres herüberweht — dann bucht ein grauer Schatten über die endlose Fläche. Der Wolf trabt durch sein Reich. Durch die geheimnisvolle nordsibirische Tundra.

Vom Tafelschmuck.

(Personliche Erinnerungen.)

Von Alexander von Gleichen - Rüschwurm.

Der auffallende Erfolg, den freundlich heitere Ausstellungen gedeckter Tische in jüngster Zeit bei den verschiedensten Gelegenheiten fanden, und die Aufmerksamkeit, die ihnen zuteil wurde, zeigt erfreulich, daß nach langer Auswaltung der Sinn für die ästhetische Seite der Tafel wieder lehrt und zeigt an, einige Erinnerungen festzuhalten an schön gedeckte Tische, um die sich unbefangener Frohsinn im Kreis lieber Gäste offenbarte. Bei Gelegenheit von Vortragsreisen habe ich in verschiedenen Ländern köstliche Gastfreundschaft erlebt, bei Bantetten, wie im intimen Kreis besondere Bräuche studieren können, aber doch überall den gleichen Schönheitskanon der gedeckten Tafel gefunden. Auch war es mir vergönnt auf Reisen, wie am eigenen Tisch Gäste zu versammeln und die Erinnerung an jene Zeit, wo Tafelschmuck ein künstlerisches Studium gewesen und dessen Gelingen befriedigend wirkte, wie ein gelungenes Gedicht, verklärt sich schon in der Ferne zu märchenhaft schwelender Grazie.

So erinnere ich mich aus römischen Tagen im „Hotel Russie“, dessen Garten sich an den vinzentianischen Hügel schmiegt, eines großen Tees, dessen anmutiger Schmuck antike Motive spielerisch verwendete in der Blumenzier von rosa Mandelblüten, deren freudiger Frühling sich reizend abhob vom grünen Damast des Salons und hinüberspielte in das Blühen des Gartens und sich wieder spiegelte in der Blüte vieler vollendet schöner Frauen aus verschiedenen Ländern. Als Gegenstück zu diesem Frühlingstee weilt in meinen Gedanken ein herbstliches Fest am Gardasee. Ein kleiner Kreis von Dichtergenossen war versammelt, unter denen die zarte Anna Ritter hervorragte. Unsere frohe Ge-

ellschaft ahnte nichts von der kommenden Tragik dieser Gegend, als sie sich gemeinschaftlich bemühte, in den Weingärten die allerhöchsten Purpurblätter zu finden und weiternd das Schönste an Früchten herbeizuholen, beständig süße Feigen, Trauben in jeder Art von Herrlichkeit, auch Mizpeln, Kaltusfeigen, grüne Mandeln, Granatäpfel. Damit wurde auf dem ländlich gehaltenen Tisch ein Stillleben aufgebaut, das große Freude bot und einen Schönheitsrausch entfesselte, der jeden zum „Singen und Sagen“ rief. Ähnliche Stimmung durfte ich einige Male erleben im eigenen Heim. Nicht ohne freudige Erregung betrat die Gäste das Speisezimmer des alten Schlosses, das zierlich weiß und grün in ländlichem Rotolo vollkommen erhalten ist. Möglicherweise ist Schiller einst darin von seinem Freunde Gleichen bewirkt worden, denn auf der Reise nach Stuttgart soll er sich dort aufgehalten haben. Jedenfalls konnte schönes altes Gedecht noch aus seinem Besitz aufgelegt werden, und die zierlichen Empirebestecke aus seiner Erbschaft glitzerten auf dem zart geschmückten Tisch. Oder es lagen darauf die soliden Vermeilbestecke, Vermächtnis eines anderen berühmten Ahnen, des Diplomaten und Gelehrten Heinrich v. Gleichen aus dem Kreis der Enzyklopädisten. Alt-Weissenet und Ludwigsburger Schüsseln an den Wänden, bei größerer Gelegenheit auch auf dem Tisch, viele Kerzen in Silberleuchtern, aber kein elektrisches Licht, gesalzte Schirmchen vor jeder Kerze und kleine Blumen in den goldgeränderten, gläsernen Lichtmanschetten, Blumen, nach denen das Meißener Service gestimmt, vervollständigten den Eindruck. Winzige goldene Körbchen, Schäferzeit vorgaukeln, standen auf dem Tisch, jedes einzelne gefüllt mit Miniaturrosen und Blümchen auf Moosgrund.

Zu solcherlei Dekor gestimmt waren die Speisen. Ich entinne mich in der Farbe besonders reizend einer Roastgefeie (nach einem Rotolorezept) in alten Gläsern auf altem Silber, jedes Glas von einem Kränzchen winziger Rosen umgeben.

War der Schnitt des gedeckten Tisches im kleinen Speisezimmer möglichst angelehnt an Rotkomotive, so zeigte sich in der gewölbten Halle, die großen Gelegenheiten diente, in Umgebung schwerer prunkvoller Renaissancemöbel die Tafel altästatisch und schwerer. Hohe silberne Leuchter und schwere Teller, dazwischen Frucht- und Blumenstücke, den Loggienecken besetzen Rafaels bewußt nachgebildet in strengem Stil. Daran denke ich wie an ein Märchen, denn alles ist versunken und vorbei. Vereinsamt, wie verzaubert von dem bösen Wort der Hexe in Dornröschen, schläft heute das alte Schloß.

Gern erinnere mich mich auch unserer städtischen Gesellschaft. Besonders für den gedeckten Tisch bei Gelegenheit der Leseabende, die einen erlebten Kreis vereinten, um bei Literatur und Musik bedeutenden Werken nahe zu kommen, waren stets kleine Überraschungen vorbereitet. Immer hatte der Tisch im Empriesesimmer (es wurde seinerzeit durch Eingriff des Wohnungsamtes zerstört) durch den gegebenen Stil etwas feines und rubiges, etwas klassisch feierliches trotz der „spielerischen Inventionen“. Auch diese Gastlichkeit gehört nun zu den Dingen, die vergangen sind.

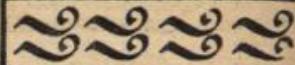
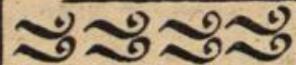
Doch überall, wo sich Jugend zusammensetzt, blühen wieder neue Geselligkeit und im Tafelschmuck macht sich die alte Tradition lebendig geltend. Das ästhetische Motiv gibt Gelegenheit, auch hier die Zeiten ineinander zu verweben, und was den Alten Erinnerung wird, bleibt den Jungen Zukunft. . . . Wenn auch ein wenig anders, wie wohl jede Generation gesagt haben mag. Ein Rückblick aber ist nicht ohne Bedeutung für uns, die wir so manches bedeutungsvolle Fest von einst gedenkt. So verfolgt mich, indem ich die Feder abscke, bei diesen Erinnerungen plötzlich das Bild einer Stuttgarter Hofftafel aus dem Jahre 1905, dem Schillerjahr, das König und Königin liebvoll gastfreundlich feierten. Porzellan und Silber stammten aus der Schillerzeit, und dazwischen duftete in mächtigen Bücheln unzählbar süß Blüder in allen Schattierungen. Es blieb unvergänglich, weil die feierliche Stimmung unvergänglich ist. Es war, als habe sich Deutschland zur Religion der Schönheit und der Güte bekehrt, als sei ihm alles heilig, was mit seinen Dichtern zusammenhing. . . . ein Traum von Andacht und Menschenwürde.

Scherz und Spott

Im Zeichen der Nachkultur. „Wir bekommen da eine Einladung zu einem Fest, auf der steht: „Kleidung nach Belieben“, sagt Frau Müller zu ihrem Mann. „Ich meine aber, daß wir doch etwas anziehen müssen.“

Er kennt sie. Sie sind heute abend ganz allein?“ fragt der Besucher. — „Ja, meine Frau ist nur eine Minute zu den Nachbarsleuten gegangen.“

Spiele und Rätsel



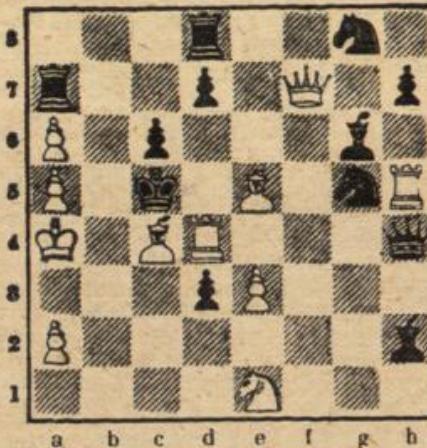
Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

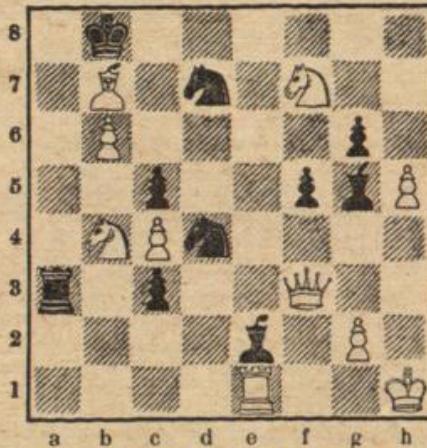
Problem-Turnier.

Nr. 92 Zweizüger.



Weiß: Ka4, Df7, Td4, h5, Lc4, e5, Se1, Ba2, a5, a6, e3.
Schwarz: Kc5, Dh4, Ta7, d8, Lg6, h2, Sg5, g8, Bc6, d3, d7, h7.

Nr. 93 Dreizüger.



Weiß: Kh1, Df3, Te1, Lb7, Sb4, f7, Bb6, c4, g2, h5.
Schwarz: Kb8, Ta3, Le2, g5, Sd4, d7, Bc3, c5, f5, g6.

Der Weltschachmeister als Dramatiker.

In Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder, dem Arzt Dr. Berthold Lasker, hat der ehemalige Weltschachmeister ein Drama „Vom Menschen die Geschichte“ verfaßt, dessen Vorlesung demnächst im Berliner Meistersaal stattfindet. Die Nachricht wird manchen überraschen. Den meisten Menschen ist der Schachspieler ein nüchterner Rechenmeister, der nur die Folgen jedes Zuges haarscharf überlegt, während der Dichter seiner Phantasie keine Zügel anlegt. Dennoch berühren sie sich gegenseitig, da beide mutig den Kampf mit dem Ungewissen aufnehmen müssen. Wie der Poet im Ungewissen nach neuen Formen für seine Gedanken tastet, so forscht der Schachspieler bei jedem Zug nach dessen noch verschleierten Folgen. Die langjährige andauernde Beschäftigung mit dem Schach (der Meister zählt heute 59 Jahre) führte ihn in noch unbekannte Tiefen. Er wurde Mystiker. Was Steinitz angefangen, vervollständigte er: Er machte aus einem geistreichen Spiel immer mehr ein wissenschaftliches Streben. Er wurde Philosoph. Nun wünscht er der Welt seine gewonnenen Anschauungen mitzuteilen und wählt dazu die Form des Dramas, die Form, die am leichtesten Eingang beim Publikum findet. Von ihm stammen der Grundgedanke und das Szenarium, der Arzt verfaßte den Text. Im eigentlichen Sinne des Wortes

ist das Stück kein Drama, die Handlung ist von nebensachlicher Bedeutung, sie dient nur als Hintergrund für die Be- trachtungen der Lasker'schen Philosophie. In sieben langen Jahren haben die beiden Brüder ihr Werk vollendet; die Zeit wird lehren, ob sie damit etwas Dauerndes geschaffen haben.

Aus Amerika kommt die Nachricht, daß der Weltmeister Dr. Lasker seine Gegner durch gasgefüllte Zigarren betäubt. „Caliban“ verspottet im „Tag“ diesen Vorwurf in einem längeren Gedicht, an dessen Schluß es heißt:

Auch beim stärksten Gegner braucht er nun
Auf dem Schachbrett keinen Zug zu tun,
Widmet sich vielmehr dem Rauchvergnügen
Und gewinnt dann sicher in drei Zügen.

Partie Nr. 393 Abgelehntes Damengambit.

Gespielt in Moskau, 28. November 1926.

Weiß: Marshall, Schwarz: Dr. Lasker.

1. d4-d5, 2. c4-e6, 3. Sc3-Sf6, 4. Lg5-Sd7, 5. e3-e5, 6. c×d5?—e×d5, 7. Ld3-Ld6, 8. Sf3—0-0, 9. Dc2-h6!, 10. Lh4-Te8, 11. 0-0-Sf8, 12. e4. Ein großer strategischer Fehler. 12. d×e4, 13. S×e4—Le7, 14. Lx16—Lx16, 15. Tel—Lg4, 16. S×f6+—D×f6, 17. Sf5—Le6, 18. Te3—Td8, 19. Dc3—Ld5, 20. Le4—Se6!, 21. Tf3—Dh4, 22. Lx5—T×d5, 23. Tel—S×d4, 24. Te3—Td8, 25. Te4—Df6, 26. Sg4—Dg6, 27. h3—h5, 28. Se5—Dd6, 29. Sc4—Db8, 30. Se5—c5, 31. Dc1—Dc7, 32. b4—Se6!, 33. Da3—Td1, 34. b×c5—D×c5? Eine nicht ganz richtige Kombination. 35. Df3!—Sg5, 36. D×h5—Td2, 37. Sd3?—S×e4. Der einzige Zug 38. S×c5—T×e1+, 39. Kh2—S×f2, 40. Df5—Te8, 41. S×b7?—Sd1!, 42. Dc5—Te6, 43. Dc8+—Kh7, 44. Dc1—Se3!, entscheidend 45. Dc3—Tg6, 46. D×e3—T×g2+, 47. Kh1—Tg3, 48. Dg3—T×g3, aufgegeben. — Diese Partie hat sich unter den am Moskauer Turnier teilnehmenden Großmeistern den Namen „das Wunder von Moskau“ erworben.



Rätsel



Bilderrätsel



Kettenrätsel.

Aus den nachstehenden 13 einsilbigen Wörtern sind 13 zweisilbige zu bilden in der Weise, daß immer die Endsilbe des einen Wortes die Anfangssilbe des nächsten bildet. Bau, Haus, Land, Rand, Schloß, Schrank, Stein, Tür, Uhr, Wand, Weg, Werk, Zeug.

Palindrom.

Vorwärts gelesen sind wir es alle,
Rückwärts gelesen ist es ein Mädchen.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsblätter veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 42.

Bilderrätsel: Nichts halb zu tun ist edler Geister Art. — Silbenstreichrätsel: Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. — Umkehrrätsel: Esche, Echse.

Richtige Lösungen sandten ein: Emanuel Cimkin, Hain, Kämpfer, Oskar Kolk, Tb. Krieger, Emmi Muschammer, Gretel Röser, sämtlich aus Wiesbaden; Lesele te Seidel u. Marielchen See, ein aus Sonnenberg; Ann Oens aus Ebenholz; Otto Prackel aus H. in i. T.